

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 173 (1894)

Artikel: Rudolf von Habsburg in Wyl
Autor: Kessler, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolf von Habsburg in Wyl.

Von Adolf Rejler.

Man schrieb das Jahr 1267.

Der Hof zu Wyl, die zweite Residenz der Fürst-
äbte von St. Gallen, sah seine glänzendsten Tage.
Stark waren seine Mauern, stark und unbezwing-
bar, wie Berchthold von Falkenstein, seine Gräben
und Wälle.

Maienpracht lag über den Landen. Rings blühte
und duftete es. Langsam schlängelte sich die Thur
durch die lachenden Gefilde. Wo sie das Land be-
rührte, grüntem die Wiesen rechts und links üppiger,
und in saftigen Trieben erhoben sich Gräser und
Kräuter und dunkelfarbige Orchideen, umschwärmt
von rastlosen Immen. Ein Apfelbäumchen, an der
grauen Thurmmauer als Spalier gezogen, öffnete
das röthlichweiße, weichsammtene Blust. Abt Berch-
thold von Falkenstein, der kriegsgewandte Sohn des
heiligen Gallus, lustwandelte in dem Gärtchen des
Hofes auf und nieder. Eben hatte er sein Brevier
fertig gebetet. Er klappte das Buch zu und trat zur
Brüstung der Mauer, wo die ganze Landschaft mit
all ihrem Blühen und Duften im Glanze des jungen
Morgens vor seinen Blicken sich ausbreitete.

Und dieses Paradies zu seinen Füßen, der lenzes-
frohe Strich Erde vom Hörnli bis zum Alpstein, von
der Thur bis zum Bodensee, der Dörfer blüthen-
reicher Kranz, hie und da umsäumt von neubelaubten
Buchenwäldern, gehörte ihm, gehörte dem Kloster
St. Gallen, als dessen Abt er darauf bedacht war,
die Ländereien, Güter und Einkünfte sorglich zu
mehren. Ob er sich diese Gebiete wohl erhalten
konnte? Allerlei Vorzeichen wiesen auf nahenden
Sturm. Es galt, klug und kräftig zu sein.

Ein Diener trat in das Gärtchen und meldete, daß
man den gnädigen Herrn und Fürsten zu sprechen
wünsche. Abt Berchthold von Falkenstein unterbrach
sein Sinnen, nahm das Brevier unter den Arm und
begab sich auf einer Wendeltreppe in das erste Stock-
werk. Er öffnete eine Thüre unter einem reichver-
zierten Steinportal und trat vom Gange in den
Rittersaal, ein hohes, weites, liches Gemach, das
beinahe die ganze Breite des Gebäudes einnahm.
Schlanke Säulen mit vergoldeten Kapitälern und ge-
schnitztem Laubwerk trugen die gewölbte Decke, deren
Bogen, in Stein ausgeführt, von dem Kunstsinne
des Baumeisters Zeugniß ablegten. Auf langen,
dunkeln Tafeln standen silberne Trinkgeschirre,
Stauße, Kannen und Becher. Durch hohe Fenster-
öffnungen, die des Nachts mit schweren, eichenen
Läden geschlossen wurden, strömte das Licht in son-
nigen Wellen. Berchthold von Falkenstein liebte

helle Räumlichkeiten. Das Leben in düstern, engen
Gelassen konnte ihm nie behagen. Darum hatte er
auch gleich beim Antritt seiner Regierung, entgegen
der Sitte jener Zeit, im Hofe zu Wyl die Fenster-
öffnungen vergrößern und besonders den Rittersaal
prunkvoll ausstatten lassen.

In einer der tiefen Nischen stand wartend eine
hohe, ritterliche Gestalt in voller Rüstung, Biel von
Glattburg, des Abtes Truchseß. Das gebräunte
Gesicht war von einem dunklen Barte umrahmt.
Die scharfen, schwarzen Augen blitzten unter dichten,
an der Stirne mit einander verwachsenen Brauen
hervor. Die ganze Erscheinung bot mehr des Düstern
und Unheimlichen, als des Lichtvollen und Freudigen.

„Willkommen, mein lieber Truchseß, bringt Ihr
mir gute Nachrichten?“ rief der Eintretende seinem
Lehensmanne zu, welcher seinen Herrn würdig aber
nicht unterwürdig begrüßte.

„Ich komme soeben von Kyburg her, wo man
gestern den letzten der Grafen dortigen Namens in
die Gruft seiner Väter gebettet hat. Er ist, wie Ihr
wißt, kinderlos dahingestorben. Rudolf von Habs-
burg, der unternehmungslustige Graf aus dem Ge-
biete der Aare und entschlossene Schutzherr der
Zürcher, ist alleiniger Erbe. Er hat sich sogleich in
den Besitz der kyburgischen Stammgüter gesetzt.“

Hier hielt Biel von Glattburg inne. Um den Ein-
druck zu beobachten, den seine Worte hervorbringen
würden, that er einen tüchtigen Zug aus einem ihm
zunächststehenden Pokal, gefüllt mit altem Wyl-
berger.

„Erzählet weiter, Truchseß. Was der Habsburger
gethan, es war sein Recht.“

Biel stellte den Pokal auf die glänzend gebohnte
Eichentafel zurück und sprach: „Gleich kommt's
anders, Herr Abt; jetzt schlägt der Kalte hinten-
nach. Der Habsburger hat auch jene Besitzungen
an sich gezogen, welche die Grafen von Kyburg nur
als St. Gallische Mannslehen besessen haben und
die daher mit dem Tode des Letzten jenes Geschlechtes
wieder dem Kloster anheimfallen müssen, weil der
gräfliche Lehenträger keinen ehelichen Sohn besitzt,
der sie von ihm erben kann.“

„Gewiß, so steht's im Lehensbrief geschrieben.
Unsere Mannslehen fallen an uns zurück. Sie zu
beanspruchen oder gar in Besitz zu nehmen, ist Ge-
walthat“, fiel hier der Abt ein. „Ich bin verpflichtet,
für die Interessen des Stiftes zu sorgen. Diesen
Uebergriß kann ich nicht ungeahndet lassen. Ich bin
im Recht. Rudolf von Habsburg hat selbst einst zu-

gegeben, daß ihm auf diese St. Gallischen Mannslehen kein Erbrecht zustehet. Heute will er sie trotzdem seinem Hause zuwenden. Heischt er Krieg, so soll er ihn haben."

"Er trifft Veranstellungen, seine Kriegsmacht in Winterthur zu sammeln, um gleich nach Elgg vorzurücken."

"Also nicht einmal meinen Angriff will er abwarten? Zur ersten Gewaltthat will er sogleich die zweite fügen? Da darf ich keinen Augenblick mehr zaudern. Er hat den Handschuh bößlich hingeworfen."

Die Fehde gegen Habsburg war beschlossene Sache. Rasch machte man sich an die Vorbereitungen. Bald waren die äbtischen Diensteute und Mannen in vollster Thätigkeit. Schon vor Mittag rückte der Hirte mit den Pferden ein, die er am südlichen Abhange des Nieselberges geweidet. Wiehernnd drängten sich die Thiere hinein zum obern Thore, kräftig im Bug, edel im Gang.

Die Rüstungen wurden geflickt, die Waffen blank geschliffen. Die Harnische der Herren und Ritter glänzten im hellen Sonnenschein. Dann ließ man



„Nur frisch d'rauf los. Ich bin schon gepanzert und gespornt.“

Der Fürst von St. Gallen nimmt ihn auf. Was meint Ihr, Truchseß?"

"Nur frisch d'rauf los. Ich bin schon gepanzert und gespornt. Meinetwegen laßt sofort ausrücken, je bald, desto lieber. Die Wyler liefern ein Fähnlein von hundertundfünfzig Mann. Stellt Ihr mich an ihre Spitze, so soll's mir recht sein; es ist ohnedies schon ziemlich lange her, seit ich mit meinem Schwerte da einen Feind gestellt."

"Habt Dank, Truchseß, ich weiß die Kraft Eures Armes zu schätzen", sagte Berchtold von Falkenstein, reichte seinem Vasallen die Hand und trat durch eine Seitenthüre in seine Kemenate.

sich im Hofe und auf dem freien Platze vor demselben in einzelnen Gruppen nieder, das Wie und Wo des Kampfes lebhaft besprechend.

Vorderhand hatte es noch keine Eile. Heimlich, erst um Mitternacht, wollte man gen Winterthur aufbrechen.

Auch in den hölzernen Häusern der Bürger der Stadt und Beste Wyl herrschte rühriges Leben. Die streitbare Mannschaft machte Picken, Hellebarden und Sturmhauben bereit und sah mit Spannung dem Abend entgegen. Die Frauen und Töchter zeigten verweinte Augen. Mit Recht. Raum hatte man einige Zeit im Frieden gelebt und sich's im

trauten Heim behaglich gemacht, so wurden Väter und Söhne schon wieder von Hause weg in des Kampfes Wogen hineingerissen. Wer weiß, wie mancher von ihnen auf dem Schlachtfelde zurückblieb, Wittwen und Waisen der Hilfe Gottes und der kargen Unterstützung der Waffengefährten überlassend. Die Zeiten sahen trüb aus, und in der Kirche zu St. Peter, außerhalb der Ringmauern der Stadt, aber als Vorwerk wohl befestiget, knieten heute viele bleiche Frauen, die vor dem Altare Gott dem Herrn ihr Leid klagten und die Worte der Allerheiligenkittanei: „Vor Pest, Hunger und Krieg bewahre uns, o Herr“, aus inbrünstiger Seele beteten.

Die Söldner und Knechte drohen in der Wachtstube des Hofes, die nahmen freilich die Sache leichter. Krieg war ihr Handwerk, Schwertschlag ihre Musik. Das Lagerleben, arm an Abwechslung, behagte keinem einzigen von ihnen. Sie sprachen dem heute in schweren, zinnernen Kannen auf den Tischen zur Verfügung stehenden Extrameine tapfer zu; denn „Wein gibt Blut“, so hieß ihr landläufiger Ausspruch. Während die frommen Ordensfrauen in der „Samnung“ Gott um Abwendung seiner Geißel baten, gelobten diese Gefellen, dieselbe mannlich zu schwingen. Sonderbarer Gegensatz.

Der Abend rückte heran. Die Zahl der Wächter auf den Thürmen und bei den Thoren war verstärkt worden. In allen Häusern herrschte ein geschäftiges Rühren. Die letzten Vorbereitungen zum Zuge wurden getroffen.

Über Droben im Hofe war der Rittersaal festlich beleuchtet. Goldene und silberne Aufsätze, Pokale, Schüsseln und Teller glänzten im Widerscheine der zahlreichen Wachslichter, die in schweren Leuchtern auf den Tafeln standen. Auf Seitentischen, in den Ecken, lagen die Rüstungen und Waffen der Ritter. Man hatte sich's bequem gemacht. Abt Berchthold von Falkenstein hielt mit seinen Getreuen fröhliche Tafelrunde. Die Forellen aus dem Bache zu Breitenloo schmeckten heute ausgezeichnet, und der Wein, der in den mächtigen Kellern lagerte und heute zum Lichte emporstieg, war Auslese. Berchthold von Falkenstein wußte seine Leute nicht nur im Felde, sondern auch bei Tische zu leiten. Seine Gastfreundschaft war sprichwörtlich und seine Rede nicht minder scharf als sein Schwert. Stets wußte er das Gespräch so zu lenken, daß es in seinen Nachklängen ritterliche Thaten weckte und Hingabe für die hohen Ziele entflammte, welche er im Auge hatte. Auch heute entkeimte seiner Brust manch heiteres und doch ernstes Wort. So lange das Stift des heiligen Gallus einen solch ritterlichen Abt und eine solch auserlesene Schaar von Vasallen zählte, konnte ihm

nie ernstliche Gefahr drohen, von einem fremden Fürsten gebeugt zu werden. Die Fehde gegen Rudolf von Habsburg wurde freimüthig besprochen. Einig waren Alle darin, je schneller je lieber auszuweichen und das Schwert zu erproben gegen die Schädiger des Eigenthums ihres Lehensherrn.

Da sah man Walter von Klingen, Heinz von Löwenberg, Ulrich von Singenberg, Hans von Wengi, Giel von Glattburg, Konrad von Landegg, den berühmten Minnesänger und spätern treuen Freund Rudolfs von Habsburg, des nachmaligen deutschen Kaisers. Die Blüthe der damaligen Ritterschaft blickte mit Begeisterung zu dem Manne empor, der sie alle leitete und obwohl Mönch, keinem einzigen unter ihnen an Kraft und Beweglichkeit, Muth und Entschlossenheit nachstand.

Auch Rudolf Spiser, der Schultheiß von Wyl, saß am Tische. Berchthold von Falkenstein kannte dessen Einfluß auf die Bürgerschaft und wollte sich deren Haupt als guten Freund erhalten. Fröhlich weilte hier der Bürgerliche mitten unter den adeligen Herren, und hätte es einer gewagt, ihn wegen seiner Abstammung geringer zu achten, gewiß würde ihn der Abt belehrt haben, daß reger Fleiß der Stadtbürger und ihre kräftige Unterstützung zu Felde der beste Rücken sei, um gegen einen dräuenden Feind erfolgreich vorzugehen.

Berchtholds Auge strahlte, als er seine Getreuen zählte. Auf einen Jeden von ihnen konnte er sich verlassen. Kräftig wie Eichenstämme im Unwetter standen sie in jedem Kampfe.

Auch die Musik fand bei Fürstabt Berchthold von Falkenstein edle Pflege. Keinen fahrenden Sänger ließ er unbeschenkt. Mit goldenen Ketten lohnte er deren Lieder. Deshalb bedurfte er auch heute zum geselligen Mahle des Gesanges, des Erzeugers großer Thaten. Alle um ihn, wenige Ausnahmen abgerechnet, waren darin nicht fremd und schienen sich heute in ihren Leistungen überbieten zu wollen. Die Sonnenstrahlen heiterer Dichtkunst erglänzten auf allen Stirnen, und die Laute ging von Hand zu Hand. Konrad von Landegg sang von des Winters Scheiden, vom nahenden Frühling, von Baum und Blüthe, von der Wonne des Maien und der Mitne, als dem wahren Lebensfrühling, die uns allein befähiget, das recht zu verstehen, was die Wunderkraft des Wonnemonats in Feld und Tann Schönes und Liebliches schafft. Es war das ewige Lied der Jugend, das niemals ausgefungenes Lied der Liebe, dessen Born nimmer versiegen wird, so lange Menschenlust und Menschenleid nach Worten ringen. Hans von Wengi pries in kurzen, markigen Strophen die Treue, Reinheit und Milde des Mannes, der für

Zucht und Ehre seines Hauses einsteht, das Schlechte und Gemeine haßt und seine ganze Kraft für's Gute wagt. Giel von Glattburg sang düster, wild und unheimlich. Vor Jahren einmal, weit draußen im Norden des Reiches, hatte er die Sage von den Berserkern vernommen. Diese Sage in ihrer wilden Kraft und dem ungezügelten Ausbrüche der Leidenschaften sagte seinem ganzen Gemüthe zu, und er sang nun ein Lied davon, daß ein Jeglicher froh aufathmete, als er endete und die bösen Geister des Jornes und der Nachsucht, die er entfesselt hatte, aus dem Herzen wichen.

Giel aber stieß eine derbe Lache aus und rief: „Das gibt erst den rechten Muth, ihr Männer, mehr als Euer Singsang von Lenz und Liebe, Blüthenregen und Blümleinduft. Diese nordischen Helden waren die reinsten Teufel, gegen die wir hier mit unsern wächsernen Herzen nur so zusammenschrumpfen. Ein rechter Kämpfe kann auch hassen und reißt in seinem Hasse alles nieder, was sich ihm in den Weg stellt. Unsere Zeit kennt viel zu viel Weichlichkeit und Milde, und selten Einer hat den Trost, sich seinen eigenen Pfad zu bahnen und sollten sich ihm dabei Gott und der Teufel widersetzen. Durch! Siegen oder Untergehen!“

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen.

„Nach Guerm Sange, Truchseß, würde es mich gelüsten, noch ein freundiges Lied zu hören“, sprach der Abt, „aber die Zeit ist schon zu weit vorgeschritten.“

Damit zeigte er auf die große Sanduhr auf einem Gestelle in der Ecke, deren letzte Körnlein Sand eben herniederrieselten.

„Schon elf Uhr“, riefen die Ritter und erhoben sich von ihren Sitzen.

„Also genug des Weines und des Saitenspieles. In einer Stunde wollen wir Thaten sehen. Haltet Euch bereit. Auf dann, nach Elgg!“

„Auf dann, nach Elgg!“ wiederholten die Ritter.

Noch einmal klangen die Becher zusammen. Noch einmal schäumte die Freude hoch auf.

Da stürzte ein Wächter athemlos herein. Ihm nach drängten sich zwei seiner Gefährten.

Aus der Wachtstube im Erdgeschosse vernahm man dumpfes Getöse.

„Was gibt's? Was gibt's?“ rief die ganze Versammlung.

Der Wächter, es war der alte Semli vom Schneggenthor, leuchte und pufete und stammelte endlich die Worte: „Herr, Herr, der Habsburger steht vor der Stadt!“

Ein Blitzschlag hätte nicht überraschender wirken können, als diese Nachricht. Berchtold von Falkenstein erblaßte. Sollte ihm der Feind zuvorgekommen

sein und ihn überraschen und überfallen, ehe er kampfbereit war? Wahrlich, das glich dem thatkräftigen Grafen aus dem Aargau. Was machen?

Er setzte den Becher nieder, während die Ritter aufgesprungen waren, in hastiger Eile zu ihren Schwertern griffen und die Panzer umschnalften.

„Wie stark ist sein Heer? Hat er die Stadt schon umzingelt?“

„Graf Rudolf hält selb Drittt draußen. Sein Heer liegt noch in Winterthur und Elgg, wie er sagt, und er ist zu Euch gekommen, der Feind zum Feinde, um Frieden zu schließen. Daß ich mich nicht irre, weiß ich gewiß. Ich kenne des Habsburgers Stimme und Wappen.“

„Das ist nur ein Vorwand, uns desto leichter zu überlisten“, rief Giel von Glattburg und wollte hinausstürmen.

„Halt, Giel“, rief der Abt seinen Lehensmann zurück. „Will Rudolf als Freund zu mir kommen, so finde er am Abte von St. Gallen keinen Gegner. Allein zu seinem Feinde kommt nur ein wackerer Mann. Bringt er mir ein solches Vertrauen entgegen, daß er bei Nacht und Nebel durch Feindesland mit nur zwei Begleitern vor meine Beste reitet und sein Geschick in meine Hand legt, so will ich mich seines hohen Sinnes nicht unwürdig zeigen. Schultheiß Spiser, als Vorstand dieser unserer Stadt, Ihr geht mit dem Wächter an's Thor, öffnet dem Habsburger und führt ihn zu mir herein. Bei Gott und unserm lieben Hausherrn Gallus, er soll an Berchtold von Falkenstein keinen starrköpfigen Gegner finden. Ihr Herren, setzt Euch unterdessen“, wandte er sich an die Ritter, welche erstaunt dastanden. „Vorhin wünschten wir ja Alle, den Habsburger diesen Abend noch zu sehen, unser Wunsch wird gleich erfüllt werden.“

Man setzte sich. Die Becher und Pokale wurden aus den weiten Kannen zum Willkommen trunke gefüllt. Einige Minuten vergingen, dann öffnete sich die Thüre und geleitet von Schultheiß Spiser trat mit festem Schritte, als wäre er hier zu Hause, Rudolf von Habsburg in den Saal. Ohne Schild und Waffen wagte er sich in die Mitte seiner Feinde. Auch ohne Schwert erschien er denselben groß und schön; denn wohl um eine halbe Hand überragte er sämmtliche der anwesenden Ritter. Selbst Giel von Glattburg erschien klein gegen Deutschlands zukünftigen Kaiser. Sein bartloses, gebräuntes Antlitz zeugte von Gesundheit. Lange hiengen ihm die blonden, glatten Haare auf die Schultern und zeigten so recht die hohe, schöne Stirne, die gleichsam mit dem Helm verwachsen, wie geschmiedet erschienen. Aus den edlen Zügen, aus den blauen Augen

leuchtete eine starke Seele. Stumm blickten ihn die Ritter der Tafelrunde an. Das Unerhörte hatte sich vollzogen. Der Habsburger, trauend auf Ritterlichkeit und Edelmuth, war wirklich allein gekommen. Stumm schritt er durch ihre Reihen, erhob die rechte Hand zum Gruße und wünschte freundlich „Guten Abend.“ Gleich als ob er es ihnen angethan hätte, erhoben sich Alle von ihren Sizen. Einer allein hatte keine Ehrenbezeugung, der Truchseß, Giel von Glattburg. Finster stand er abseits in einer wenig beleuchteten Nische. Seine geröthete

Minne beizulegen. Ich habe meine Tafelrunde in Winterthur ohne deren Wissen selbst Dritt verlassen und bin hiehergeeilt, einzig in Eurer Ehre meine Freiheit und mein Leben setzend. Wir wollen den Entscheid unseres Streites nicht an die Spitze des Schwertes heften, sondern Frieden schließen. Ich will Euch gerne lassen, was Euch durch das Recht gehört.“

Berchthold vernahm das mit Freuden. Solche Worte bewiesen ächten Ritterfinn. Mit Lächeln antwortete er: „Nur ein wackerer Mann kommt zu



Geleitet von Schultzeiß Spiser trat Rudolf von Habsburg in den Saal.

Stirn zog sich in Falten. Mit dem Erscheinen des Gegners war Schlichtung des Streites vorauszu sehen und damit die Hoffnung auf Schlachtenglück zerstört.

Abt Berchthold erwiderte den Gruß herzlich.

„Graf von Habsburg, Ihr kommt zu ungewohnter, unerwarteter Stunde. Doch seid mir auf meinem Hofe aufrichtig willkommen. Ich weiß, daß Ihr nichts Böses bringt. Setzt Euch!“ Damit wies er ihm den Sammetstuhl zu seiner Rechten an.

„Verzeiht, wenn ich nicht sitze, ehe ich den Zweck meines Hierseins geoffenbart. Die Erbschaft des Kyburgers hat unheilvollen Zwist angefacht, und ich bin nun gekommen, denselben wenn möglich in

seinem Feinde allein. Wer seinem Gegner, wie Ihr thut, Leben und Blut anvertraut, ehrt im Widerpart die eigene Tugend. Euer Vertrauen soll Euch nicht gereuen. Wählt da aus der Mitte zwei beliebige Männer. Sie sollen das Recht sprechen und ihrem Urtheil wollen wir uns unterwerfen. Nicht wahr? Doch, nehmt noch meinen Rath an. Bestimmt ja nicht meinen besten Freund da, Herrn Walther von Klingen, zum Richter zwischen mir und Euch. Er hat vorhin nicht gerade ein feines Liedlein von Euch gesungen.“

Dabei lächelte Berchthold v. Falkenstein schalkhaft.

„Ihn nehme ich“, rief Rudolf. „Weiß ich doch, daß er ein Ehrenmann ist.“

„Und ich“, sagte der Abt, indem er auf Rudolf Spiser zuschritt, „ich wähle für meinen Theil den Schultheißen von Wyl. Er ist zwar kein besonderer Freund des Stiftes, ich weiß es; aber in seinem unverbrüchlichen Gerechtigkeitsfönn wird er meine Interessen wahren.“

Walther von Klingen und Schultheiß Spiser traten in ein anstößendes Gemach, um die Entscheidung zu berathen. Die Sachlage war genau bekannt, deßhalb eine Erledigung schnell gefunden. Bald erschienen sie und sprachen das Urtheil, dem sich beide Parteien ohne Widerrede unterzogen. Rudolf von Habsburg mußte die St. Gallischen Mannslehen an das Kloster zurückgeben. Die übrigen Güter Hermanns, des letzten Kyburgers, wurden unter Beide gleichmäßig vertheilt.

So war ein vorausichtlich lange andauernder Krieg glücklich aus dem Wege geräumt.

Alles jubelte froh auf.

Neue Auflagen des besten Wylbergers wurden herbeigeschafft, und mit muntern Liedern und heitern Gesprächen begann die Fortsetzung des Gastmahles. Rudolf von Habsburg saß zur Rechten des Abtes. So boten die versöhnten Gegner ein schönes Bild des Friedens und der Freundschaft.

Durch ihren Schultheißen hatte die Bürgerschaft Wyls ebenfalls von dem Geschehenen Kunde erhalten. Wer war froher als sie, daß der Streit geschlichtet war. Verwüstung aller Kulturen, schwere Steuern, die Gefahr, von Feinden erschlagen und gefangen zu werden, wenn man die schützenden Mauern verließ, um die Nebberge und Acker zu bestellen, der Verlust der in der Thurau weidenden Viehhabe, alle diese schrecklichen Folgen eines Krieges fielen nun mit einem Schlage dahin. Lauter Jubel ging durch die Gassen und auf den Zunftstuben begann ebenfalls ein fröhliches Zechen. Schwert und Hellebarde stellte man wieder in die Ecke. Brustharnisch und Sturmhaube wurden wieder versorgt. Sanft schliefen Frauen und Kinder dem Morgen entgegen. Ueberall war der Friede eingelehrt. Einzig im Hause Uli Hunzikofers, des Stadthirten, kam es zu einem kleinen Treffen. Als dieser gegen drei Uhr Morgens vom Rathhause heimkehrte, wo der Spitalherr zur Feier der glücklichen Abwendung der Gefahr ein Fäßchen Burgstaller spendirt, wankte sein Fuß bedenklich. Trotzdem bestand er darauf, die an seiner Seite baumelnde riesige Feldflasche von drei Maß Inhalt, gefüllt mit dem feinen Tropfen des Spitalherrn, noch zur Stunde auszutrinken, ehe er sich zu Bette lege. Seine Frau beanspruchte die Hälfte für sich und bekräftigte ihre Forderung mit dem Argumente, daß Mann und Weib ein Leib seien und

ihr deßhalb mit Fug und Recht die Hälfte des Weines gehöre. „Sind Mann und Weib ein Leib, so will gerade ich demselben die kräftigende Mirtur zuführen, es kommt ja doch auf ein und dasselbe hinaus“, sprach der Stadthirte in seiner Weinlaune, setzte die Flasche an, und wie auch die Liebe auf seine Sturmhaube herniederfielen, er setzte nimmer ab bis zum letzten Tropfen. Dann machte er die Nagelprobe, schlürfte mit der Zunge, lachte, und mit den Worten: „Na, Alte, mich bringst Du heut' so wenig aus dem Häuschen, wie der Habsburger unsern Fürsten“, legte auch er sein müdes Haupt zum Schlummer nieder.

Droben im Hof war die Tafelrunde noch um die beiden versöhnten Gegner versammelt. Der Habsburger erzählte mit allem Freimuth, wie er jetzt noch zwei andere Feinden und Feinde auf dem Halse habe und seinem Widerpart Gelegenheit bieten wollte, sich als hiedern Mann zu zeigen. „Ich habe immer sagen hören, wer zwei Kriege auf dem Halse habe, der solle den einen gütlich entscheiden lassen und den andern männlich ausführen. Merkt Euch das auch für die Zukunft, Herr Abt. Ihr seid ja nicht minder kriegslustig als ich, und guter Rath kann niemals schaden.“

Fröhliches Gelächter belohnte diese passende Anspielung.

„Glaubt mir, ich bin des friedlichen Austrags unserer Fehde nicht minder froh. Es gährt und wogt überall unter meinen Unterthanen. Wahrlich, meine Streitigkeit mit Euch hätte mir die ärgsten Verlegenheiten bereiten können.“ Noch lauter scholl das heitere Gelächter durch die Halle.

Der Habsburger trat an eines der Fenster und warf einen Blick in's Freie. Der östliche Himmel zeigte schon falbe Streifen. Das Dunkel lichtete sich. Der Morgen rückte allmählig heran. Die Stunde des Abschieds war gekommen.

Drunten zu Winterthur herrschte große Bestürzung. Man war beim Nachtmahle gefessen und hatte ernste Gespräche über den bevorstehenden Kampf geführt. Sie und da milderte ein fröhliches Scherzwort den Ernst der Berathungen. Auf einmal war Graf Rudolf verschwunden. Erst nach eintger Zeit fiel den Rittern seine Abwesenheit auf. Sie suchten ihn überall. Als sie im Stalle auch seinen Rappen nicht mehr fanden und ihnen der wachehaltende Knecht sagte, der Herr habe das Haus allein und unbewaffnet verlassen, bemächtigte sich ihrer große Angst. Wohin mochte er sich wohl gewandt haben? Schnell zum obern Thore. Dort vernahmen sie vom Wächter, Rudolf habe vor mehr als einer Stunde mit zwei Begleitern seine Stadt Winterthur ver-

lassen und sei in scharfem Trabe gegen Osten geritten. Wyl zu? Unmöglich. Nach Osten giengs ja unmittelbar hinein in Feindesland. Die Freunde kannten Rudolfs Kühnheit und List. Als Schutzherr der Zürcher hatte er diese Eigenschaften namentlich im Kampfe gegen Lütthold von Regensberg gezeigt. Uetliberg und Baldern, die stolzen Burgen, die jedem Angriffe trotzten, waren von ihm mit List erobert worden. Man erzählte sich davon sowohl in den Rittersälen der Schlösser, als auch beim Herdfeuer der Bauern und Hirten. Hatte er

„Erfüllen wir unsere Mitterpflicht!“ stimmte der von Turbenthal bei.

Man stellte die Pokale bei Seite. Im Nu war man im Harnisch. Augenblicklich standen die Renner bereit, und in rasender Eile gieng es durch die Nacht dahin. Vorbei Elgg! Vorbei Dänikon, wo die frommen Mönche eben die Mette sangen! Vorbei Madorf und Eschlikon! Als der neue Tag seine ersten Strahlen aus gerötheten Wölklein herniederschickte, waren sie in Sirnach. Der Metzmer, der schlaftrunken zum Thurme humpelte, um die Morgenglocke



Der Habsburger spornte seinen Rappen und eilte den Begleitern voraus.

vielleicht mit Wyl etwas ähnliches vor? Wenn ihm aber bei seinem tollkühnen Unternehmen Unheil zustieß? Wenn er mitten unter die Feinde gerieth? Wenn er in einen Hinterhalt fiel? Hatten wohl die Begleiter, zwei Knechte, den Muth, ihn herauszuhauen? So fragte man sich und rieth hin und her.

Da durfte keinen Augenblick gesäumt werden. Vielleicht kam man noch frühe genug, ihm Rettung zu bringen.

Anderer Stimmen mahnten, ja nichts zu übereilen und sich zu hüten, den Zorn Rudolfs zu erregen.

Zwei Stunden waren wieder vergangen. Jetzt hielten sie es nicht mehr länger aus.

„Auf, ihn zu suchen!“ rief Heinz von Bichelsee.

zu läuten, hatte gerade noch Zeit, sich vor dem heranzubrausenden Geschwader hinter die nächste Hausecke zu drücken. Erschrocken sah er den Reitern nach und fühlte sich auf's neue in seiner Meinung bestärkt, daß es nächstens wieder Krieg geben werde.

Unten am Hügel bei Gloten angelangt, sahen sie endlich Rudolf kommen, doch nicht allein, sondern umgeben von dichten Lanzenreihen, von Fußvolk und von Reifigen. Beweglich schimmerten die Sonnenblitze in den blanken Spießen und Harnischen.

Erschrocken hielten die Habsburgischen an. Sich zur Wehre stellen? Die Uebermacht war zu groß. Rudolf war gefangen. Zum Hohne schleppten ihn die Leblichen auf ihrem Streifzuge mit. Sie er-

kannten den Bären von St. Gallen und das Banner Walthers von Klingen. Hans von Münchwilen erkannte Rudolf Spiser, Wyls Schultheißen, der die weiß-schwarze Fahne seiner Vaterstadt lustig mit dem Morgenwinde spielen ließ.

Ihr Entsetzen hielt einen Augenblick an. Sie waren unentschlossen, ob sie vorrücken oder zurückweichen sollten.

Der Habsburger erkannte seine nahenden Freunde. Er spornte seinen Napfen und eilte den Begleitern voraus, welche schon das Schwert gezogen hatten, ihren Herrn mit Mannesmuth herauszuhauen.

„Friedel!“ rief er ihnen entgegen.

Mit wenigen Worten war die Sachlage erklärt.

Auch sie erbauten sich an der beiderseits bewiesenen Mitterlichkeit. Gruß und Handschlag erfolgte. Alte Freundschaften wurden erneuert. Die sich vor einer Minute noch feindlich gegenüberstanden, drückten sich jetzt als gute Kameraden die Hand.

Dann ritt Rudolf von Habsburg mit seinen Genossen Winterthur zu. Das Ehrengelitte kehrte nach Wyl zurück. Alle fühlten, daß das Geschehene in einer Zeit, wo Wortbrüchigkeit und Blutvergießen

so häufig waren, als ein Ereigniß zu betrachten sei, von dem spätere Zeiten noch erzählen werden.

Gehoben durch dieses Gefühl und erfreut durch den Anblick der bräunlich geschmückten Morgennatur stimmte Konrad von Landegg ein frohes Lied an, in das Ritter, Bürger und Knechte einstimmten. Einzig Giel von Glattburg verharrte in Schweigen.

Nach einer Viertelstunde öffnete der Wächter am Schneggen das Thor und gewährte der frohen Schaar Einlaß. Eine große Gefahr für Wyl war glücklich abgewandt.

Eine halbe Stunde später trabte Giel von Glattburg finster und verdrossen auf der Straße gegen Zuzwil und Oberbüren. Grollend zog er sich auf sein von Tannenwaldungen umschattetes abgelegenes Stammschloß zurück.

Auch Uli Hunzikofer, der Stadthirte, war mit dem Friedensschlusse recht unzufrieden. Ihn dürstete nach einer neuen Auflage des gestrigen Burgstallers und die war heute bei seiner gewohnten Arbeit in der Thurau nicht zu erwarten. Mißmuthig rieb er sich die Stirne und trieb die muhende Heerde den Hohlweg hinab.

Auf der Reise.



Reisender: „Ich habe gehört, daß auf der Alp hier der Sonnenaufgang so prächtig zu sehen ist. Ich möchte das Naturschauspiel genießen; wann geht die Sonne hier gewöhnlich auf?“ — Bauer: „Meistens in der Fruah.“

Ein aufopfernder Liebhaber. Laura: „Und du willst mich so bald wieder verlassen, August?“ — August: „Meine innigst Geliebte, ich wollte gern zehn Jahre meines Lebens dafür geben, wenn ich heute noch länger bei dir bleiben könnte. Aber wenn ich nicht jetzt gehe, so werde ich in unserem Verein wegen Zuspätkommen um 50 Rp. gebüßt.“

Das größte Unglück. Frau (zu ihrem Manne, der gegen seine Gewohnheit schon um 12 Uhr Nachts nach Hause kommt): „Se was, du chunst scho hei; es wird dir doch kei Unglück passirt sie?“ — Mann: „Wohl äbe; es ist kei Bier meh ahgstochte worde.“

Unsere Kinder. Ella: „Ach, Mama, heute hatte ich einen fürchterlichen Traum.“ — Mutter: „So, was hast du denn geträumt, mein Liebchen?“ — Ella: „Ach, ich träumte, ich war schon 22 Jahre alt und noch nicht verheirathet.“

Von der Gardinenpredigt. Frau: „Jetzt habe ich vier Stunden gewartet, daß du aus dem Wirthshause heimkehrst!“ — Mann: „Und ich dort vier Stunden, daß du einschlafen solltest.“

Der schlimmere Theil. A.: „Beim Teufel, es schlägt bereits drei Uhr! Na, die Vorwürfe, die Sie morgen früh von Ihrer Frau bekommen werden!“ — B.: „Die geniren mich weniger als die Nachwürfe!“